

# POLIS



# Schweicér Heimat

**#Balkangeschichten aus der Schweiz**







Polis



Wenn Sie sich in der  
Fremde aufhalten und Landsleute  
treffen: Befällt Sie dann Heimweh  
oder dann gerade nicht?





Dieses POLIS handelt nicht vom Reisen, wie die Handybilder unserer rasenden Reporter Marko Petrušić, Marijan Vuleta und Elton Zejnullahi auf den ersten Blick vermuten lassen. Es handelt vom Ankommen in der Schweiz, vom Bleiben und vom Dazugehören. Wenn in den Strassen, den Büros und den Schulen von «wir» oder «bei uns» gesprochen wird, dann sind migrierte Menschen dabei selten mitgemeint. Es liegt in der Logik der Sache, dass ein «Wir» nicht ohne «die Anderen» auskommt. Wer diese Grenze wo zieht, und was damit verbunden wird, ist allerdings kontextabhängig und veränderbar. Es sagt wenig über «die Anderen» und viel über das Selbstbild der Grenzziehenden aus. Lange galten die Menschen, die aus dem postjugoslawischen Raum migrierten als Nicht-Zugehörige zum Schweizer «Wir». Mittlerweile ist diese Vorstellung langsam im Wandel. Das Magazin POLIS ist diesem Wandel nachgegangen und hat Menschen gefragt, wie sie damit umgehen, zu den «Anderen» sortiert zu werden. Die Bilder dazu stammen aus den Sommerferien der drei Jugendlichen in Guča Gora, Kaštel Stari, Rab, Travnik, Split und Devajë mit familiären Bezügen und viel Urlaubsstimmung. Nach den Ferien fuhren sie wieder nach Hause, in die Schweiz. Die Bilder inspirieren und irritieren mit Max Frischs Fragen zur Heimat. Seit den 1970er-Jahren haben diese nichts an Aktualität verloren.

Viel Spass beim Lesen!



Vera Sperisen und Claudia Schneider arbeiten an der Pädagogischen Hochschule FHNW, Abteilung Politische Bildung und Geschichtsdidaktik am Zentrum für Demokratie Aarau.

Bilder (S. 2, 6, 7, 14, 19, 23, 24, 28) von Marko Petrušić, Marijan Vuleta und Elton Zejnullahi.

Die Fragen zur Heimat wurden 1971 von Max Frisch während seines USA-Aufenthaltes verfasst. Max Frisch (1979): Tagebücher 1966-1971, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

## 5 Nachgefragt

Studierende der PH und Lehrpersonen geben Auskunft über Heimat und Migration.

## 8 «Weil ich nie als Schweizer behandelt wurde»

Vera Sperisen über das Zusammenspiel von Politischer Bildung und Anerkennung.

## 10 «Meine Lehrer waren mein Glück»

Ein Gespräch mit Ivica Petrušić über Identitäts- und Mutgeschichten von Buchs bis Guča Gora.

## 14 Wie *Traumausländer* zum *Feindbild Jugo* wurden

Thomas Bürgisser über den Wahrnehmungswandel der jugoslawischen Migrationsbevölkerung in der Schweiz.

## 18 «Im Durchgangsheim war die halbe Welt zuhause»

Lejla Šukaj spricht über ihr Ankommen und Leben in der Schweiz.

## 23 Leben mit dem Gespenst der *aggressiven Jugos* und *Balkanraser*

Kathrin Pavić untersucht Selbst- und Fremdbilder von Zuwanderinnen und Zuwanderern aus dem postjugoslawischen Raum.

## 27 Tipps & Tricks

Ein Sammelsurium an Lehrmitteln, Handbüchern, Informationsportalen und Filmbeiträgen liefert Ideen für den Unterricht.

## 32 Labor 21. Experiment Demokratie

Das Labor21 ist ein Angebot für alle Jugendlichen aus dem Raum Aarau. Erfahren Sie mehr auf der letzten Seite.

Was verbinden PH-Studierende und Lehrpersonen mit den Begriffen Heimat und Migration? Eignen sich die Themen ihrer Meinung nach für den Unterricht? Wir haben am Campus Brugg-Windisch nachgefragt.



### Laura Graf 21 Jahre

Was ist für dich Heimat?  
Die Schweiz ist meine Heimat. Das hat definitiv auch mit der Familie und mit Menschen zu tun, die mich umgeben.

Was hast du für ein Bild vom Balkan?

Ich war einmal sehr kurz dort, im Rahmen einer Kreuzfahrt. Ich fand den Unterschied zur Schweiz krass. Viel mehr Armut. Auch die Tiere taten mir leid, es gab Pferde und Esel, die krank aussahen und Kut-schen ziehen mussten.

Siehst du als Lehrperson spezielle Aufgaben beim Umgang mit Kindern der zweiten und dritten Einwanderungsgeneration?  
Man kann diese Kinder fördern, zuerst einmal die Sprache, dass sie gut Deutsch lernen. So haben sie auch bessere Chancen auf weitere Bildung, auf ein besseres Einkommen und auf bessere Jobs später.



### Alina Robledo 25 Jahre

Was ist Heimat für dich?  
Heimat ist für mich nicht an einen Ort gebunden, sondern dort, wo das Herz ist. Ich selber habe zwei Heimaten. Meine Mutter ist Schweizerin, mein Vater ist aus Uruguay.

Was assoziiert du mit dem Balkan?

Das erste, was mir in den Sinn kommt, ist, dass man den Leuten mit Balkanherkunft in der Schweiz relativ kritisch gegenübersteht.

Ist Heimat oder Migration ein Thema für den Unterricht?

Auf jeden Fall. Das würde gewisse Barrieren überbrücken und sensibilisieren. Innerhalb einer Klasse offen sein für Menschen mit anderer Herkunft, dieses Verständnis ist mir sehr wichtig.



## Jamie Moser 21 Jahre

Was ist Heimat für dich?  
Heimat ist dort, wo ich mich wohl fühle. Wo ich sein kann, wie ich bin und mich akzeptiert fühle. Meine Heimat ist an Menschen gebunden.

Welche Bilder verbindest du mit Menschen aus dem postjugoslawischen Raum?

Ich weiss von meiner Kollegin, dass es sehr freundliche und offene Menschen sind. Sie hat immer erzählt, dass man bei ihr einfach vorbeikommen kann. Ihre Türen sind immer offen.

Gibt es als Lehrperson spezielle Aufgaben in der Arbeit mit Kindern, deren Eltern nicht in der Schweiz geboren sind?

Ich stelle es mir für Schülerinnen und Schüler wahnsinnig schwierig vor, wenn man sich hier nicht zuhause fühlt. Ich denke, es ist wichtig für uns Lehrpersonen, diese Kinder gut zu unterstützen, so dass sie hier eine Heimat finden. Beispielsweise auch beim Erlernen der Sprache.



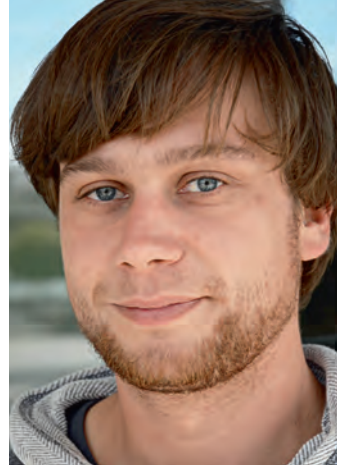
## Tanja Messerli 48 Jahre

Was ist für dich Heimat?  
Es wäre einfach zu sagen, dass Heimat dort ist, wo meine Liebsten sind. Aber es hat ganz sicher auch mit der Lokalität zu tun. Ich kann mich ohne viel Aufwand in der Kultur bewegen.

Hast du einen Bezug zum Balkan?  
Ja, mein Schwager ist aus dem Kosovo.

Was sind die Chancen und Hindernisse bei Gewerbeschülerinnen und -schülern aus dem postjugoslawischen Raum?

Man ist dem Clan viel mehr verpflichtet als beispielsweise einem Lehrmeister. Das ist ein grosses Hindernis. Es ist schwierig, seinem Onkel keinen Rabatt zu geben. Gleichzeitig setzt man die eigene Lehrstelle aufs Spiel. Die Chance ist sicher der Zusammenhalt, man hilft einander, wann immer es geht.



## Fabrice Sauthier 26 Jahre

Was ist für dich Heimat?  
Familie, Freunde, Kollegen, halt der Freundeskreis, den man hat. Es ist die Verbundenheit zu wichtigen Menschen an einem Ort.

Hast du einen Bezug zum Balkan?  
Ja, ich habe im Freundeskreis Leute, die von dort kommen. Ich war aber noch nie in einem dieser Länder in den Ferien. Das Thema selber ist hingegen omnipräsent und wird leider meistens mit Schwierigkeiten verbunden.

In welchen Settings können Schülerinnen und Schüler sich im Unterricht mit Themen wie «Migration» und «Heimat» beschäftigen?  
Ich denke, es gibt überall Möglichkeiten. Beispielsweise in der Geographie. Da kann man das mit einbeziehen, wenn man sich frisch kennenlernt. Etwa indem jeder sein Land vorstellt.



## Kathrin Schmid 35 Jahre

Was ist für dich Heimat?  
Sich an einem Ort wohl und sicher zu fühlen. Das kann daheim oder unterwegs sein.

Hast du einen Bezug zum Balkan?  
Leider nein, ich war auch noch nie dort. Meine Schwester ist soeben mit dem Velo vom Balkan her nach Hause gefahren und hat vieles erzählt. Es sei sehr eindrücklich gewesen, wie herzlich sie dort begrüsst und empfangen worden sei.

Was sind die Chancen und Hindernisse bei Primarschülerinnen und -schülern der zweiten und dritten Einwanderungsgeneration?  
Sicherlich der Nachname. Und die Sprache ist am Anfang auch ein Hindernis. In unserem Schulhaus ist es aber auch sehr bereichernd und wird gut aufgenommen.

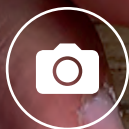




Polis



Welche Speisen essen  
Sie aus Heimweh und fühlen  
Sie sich dadurch in der  
Welt geborgener?







Polis



# Was bezeichnen Sie als Heimat?



Heute finden Migrantinnen und Migranten aus dem postjugoslawischen Raum und insbesondere deren Kinder vermehrt Wege, um die vorurteilsbelastete Schublade, in der sie sitzen, mit zu definieren. Wie sie aus dieser herauskommen, bleibt noch weitgehend ungeklärt. Erwiesen hingegen ist, dass mit der fehlenden Anerkennung von Jugendlichen als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft auch die pädagogische Forderung nach (politischer) Partizipation nicht konsequent umgesetzt werden kann.

Was Politische Bildung mit Anerkennung zu tun hat

# «WEIL ICH NIE ALS SCHWEIZER BEHANDELT WURDE»

Vera Sperisen

Das Image der Migrantinnen und Migranten aus dem postjugoslawischen Raum hat sich über die vergangenen vierzig Jahre verändert. Die Vorurteile reichten vom «fleissigen Gastarbeiter» in den 1980er-Jahren über den «kriminellen Macho» in den 1990er- und den Nuller-Jahren bis hin zu den «Italienern von heute» (vgl. «Wie Traumausländer zum Feindbild Jugo wurden» S. 15). Es scheint, als könnten diese Vorurteile nur durch beruflichen Erfolg aufgebrochen werden: das Moderationstalent Gülsha Adilji, der Fussballer Xherdan Shaqiri oder der Akkordeonist Mario Batkovic zeichnen das mediale Gesicht der zweiten und dritten Generation neu.

Mit der neuen Sichtbarkeit ist zum ersten Mal eine öffentliche Selbstdefinition möglich. Es existiert auch heute in den Köpfen vieler Menschen eine simple «Jugo-Schublade», in welche diese sehr heterogene Diaspora-Gruppe – und ihre Kinder – kategorisiert werden. Eine gesellschaftliche Anerkennung jenseits der Schublade gelingt primär über den Weg der Leistung, oder zumindest des Erfolgs. Betroffene schaffen es vermehrt, die Erfahrung des in-die-Schublade-gesteckt-Werdens zum Thema zu machen und den Inhalt dieser Schublade mitzugestalten. Die junge Autorin Meral Kureysli hat in ihrem Debütroman

«Elefanten im Garten» das Aufwachsen eines jungen Mädchens in Bern-Bümpliz nachgezeichnet, das mit ihrer Familie aus dem Kosovo geflüchtet ist. Sie beschreibt diese, auch eigene, Geschichte schnörkellos und zugänglich und macht sie damit für Menschen nachvollziehbar, welche sich nie in einer vergleichbaren Situation des Ankommens und der Nichtzugehörigkeit befunden haben.

Die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit betrifft viele, auch viele Schweizerinnen und Schweizer. Etwa den Churer Rapper Goran Vulović alias «Milchmaa». Dieser wundert sich selber darüber, warum er auf die Frage nach seiner Herkunft jeweils nicht mit «Schweizer» antwortet. Immerhin ist Vulović in der Schweiz geboren und aufgewachsen, er ist in Chur zur Schule gegangen, ist Schweizer Staatsbürger und hat bei der Schweizer Armee Militärdienst geleistet. Und trotzdem bleibt dieses Gefühl, nicht richtig dazuzugehören. Warum? Vulović beschäftigte sich intensiv mit der Frage der Zugehörigkeit. Entstanden ist daraus auch ein Rap-Album mit dem Titel «iç» (2013). Seine Antwort: «Weil ich [...] unabhängig von meiner Person und meinen Taten nie als Schweizer angesehen oder wie einer behandelt wurde.» Diese Feststellung ist für die Politische Bildung relevant.



### Verantwortung durch Zugehörigkeit

Fragen der Zugehörigkeit und der Anerkennung sind aufs engste mit dem in der Politischen Bildung wichtigen Ziel der Partizipation verbunden. Politische Partizipation meint hier mehr als Wählen und Abstimmen. Jugendliche sollen zu handlungsfähigen, politisch mündigen Subjekten werden. Sie sollen ein Sensorium für politische Fragen entwickeln und sich politisch engagieren können. Wer sich als handlungsfähig und als Teil der Gemeinschaft versteht, der ist an der Mitgestaltung dieser Gemeinschaft interessiert. Dieser positive Zusammenhang zwischen dem Gefühl der Verantwortlichkeit, dem politischen Interesse und der verstärkten Bereitschaft zur Partizipation ist seit langem auch wissenschaftlich belegt und besteht im Erwachsenenalter fort (Flanagan et al., 1999, 2004; Hart et al., 2007; McFarland & Thomas, 2006). Wer sich gesellschaftlich unbeteiligt, abgewiesen oder ausgeschlossen fühlt, der ist weniger Willens, sich für die Gestaltung und Verbesserung der Gemeinschaft einzusetzen – oder höchstens gegen sie. Dies gilt für alle Jugendlichen, egal ob mit oder ohne familiäre Migrationsgeschichte, ob mit oder ohne Schweizer Pass. Ohne positive Anerkennungserfahrungen entsteht kein Zugehörigkeitsgefühl, ohne Zugehörigkeitsgefühl keine Verantwortungsbereitschaft für ein Kollektiv und ohne Verantwortungsbereitschaft auch kein Wille und Interesse an politischer Teilhabe und solidarischem Handeln.

### Zugehörigkeit durch Anerkennung

Ob Menschen sich in einem Kollektiv anerkannt fühlen, hat sowohl mit der Fremd- wie auch mit der Selbstwahrnehmung zu tun. Der Erziehungswissenschaftler Paul Mecheril spricht von alltäglichen Zugehörigkeitserfahrungen, welche ein «Wir» eröffnen oder verunmöglichen. In diesen Erfahrungen vergewissern wir uns, und es wird uns versichert, wo wir dazugehören (können), wo nicht, und mit welchen Zuschreibungen diese Zugehörigkeiten verbunden werden. Beispielsweise, wenn einem in Chur geborenen und aufgewachsenen Jungen, nennen wir ihn Goran, aufgrund seiner Haare, seiner Hautfarbe, seines Namens oder seiner Art zu sprechen immer mal wieder die Frage nach der «ursprünglichen Herkunft» gestellt wird. Oder wenn seiner besten Freundin Ladina, auch in Chur geboren und aufgewachsen, aufgrund ihrer Haare, ihrer Hautfarbe, ihres Namens und ihrer Art zu sprechen überhaupt nie die Frage nach der «ursprünglichen» Herkunft gestellt wird. Mit diesen und vielen anderen alltäglichen Zugehörigkeitserfahrungen erleben und verinnerlichen Goran und Ladina die gesellschaftlichen Grenzbeziehungen für Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Kollektiven (Schulklasse, Stadt, Schweizer\*innen, Ausländer\*innen, Einheimische, Fremde, mit Migrationshintergrund, Arbeitermilieu, Akademikerfamilie und noch viele weitere Kategorien).

Solche Erfahrungen tragen dazu bei, dass jeder Mensch sich im Kopf eine Landkarte der geltenden Zugehörigkeitsordnungen zusammenstellt, in welcher auch die eigene Zugehörigkeit verortet ist. Es handelt sich dabei um subtile Erfahrungen, die uns erstens aufzeigen, welchen Kollektiven wir zugerechnet werden. Und zweitens vor Augen führen, welche kulturellen

Zuschreibungen mit diesen Kollektiven verbunden werden. Die Krux bei der Sache ist: Die Zuschreibungen der anderen entfalten immer auch eine Wirkung auf Goran, auf Ladina, auf uns alle. Jede Identitätskonstruktion basiert stark auf Rückmeldungen, auf den Formen der Anerkennung oder Nichtanerkennung, mit welchen wir konfrontiert werden.

### Betrachtungen durch die «Politik-Brille»

Am Zentrum Politische Bildung und Geschichtsdidaktik in Aarau wurde 2012 das didaktische Modell der «Politik-Brille» entwickelt (vgl. Ziegler et al.). Anhand dieser Betrachtungsweise lernen Schülerinnen und Schüler Alltagsphänomene wie beispielsweise Fussball (vgl. POLIS Nr. 5) oder Mode (vgl. POLIS Nr. 7) aus einer politischen Perspektive zu analysieren. Sie setzen sich sozusagen eine Brille auf, mit welcher sie den Untersuchungsgegenstand entlang der Basiskonzepte der Politischen Bildung befragen (Sander 2007). Unter Basiskonzepten versteht man in der aktuellen Literatur das Konzept der Macht, des Rechts, des Gemeinwohls, des politischen Systems, der Öffentlichkeit und der Knappheit (vgl. Ebd.).

Dass wir in einer Migrationsgesellschaft leben, ist eine Realität. Viele Fragen bezüglich des Zusammenlebens sind allerdings offen oder führen in der heutigen Form zu Ausgrenzung, gesellschaftlicher Segregation und Entsolidarisierungen. Deshalb liegt es auf der Hand, das Phänomen der «Migrationsgesellschaft Schweiz» mit Schülerinnen und Schülern unter die Lupe zu nehmen. Die Redaktion des vorliegenden POLIS hat hierzu exemplarisch die Migrationserfahrung, das Ankommen und Leben von Menschen aus dem postjugoslawischen Raum porträtiert. Ziel der Politischen Bildung muss es sein, diese vielschichtigen Migrationsrealitäten aus einer politischen Perspektive zu erkennen und zu verstehen. Übersetzt in das didaktische Modell der «Politik-Brille» bedeutet dies, die Realitäten hinsichtlich der Machtverhältnisse, der rechtlichen Realitäten, des Gemeinwohls, des politischen Systems, der diskursiven Öffentlichkeit und hinsichtlich der Ressourcenfrage zu erkennen und zu verstehen (vgl. «Politik-Brille» in Ziegler et al. 2012). Das POLIS «Schweizer Heimat» soll für diese Betrachtungsweisen exemplarisch einen Grundstein legen und zum Nachdenken über Fragen der politischen, sozialen und kulturellen Anerkennung von Menschen anregen.

### LITERATUR

- |  |  |
|--|--|
| <p>Flanagan, Connie et al. (1999). Adolescents and the «social contract»: Developmental roots of citizenship in seven countries. In M. Yates &amp; J. Youniss (Eds.), <i>Roots of civic identity. International perspectives on community service and activism in youth</i> (pp. 135–155). Cambridge, MA: Cambridge University Press.</p> <p>Hart, Daniel et al. (2007). High School Community Service as a Predictor of Adult Voting and Volunteering. <i>American Educational Research Journal</i>, 44 (1), pp. 197–219.</p> | <p>Sander, Wolfgang (2007). <i>Politik entdecken – Freiheit leben</i>. Schwalbach/Ts. 2007.</p> <p>McFarland, Daniel A., Reuben Thomas J. (2006). Bowling Young: How Youth Voluntary Associations Influence Adult Political Participation. <i>American Sociological Review</i>, 71 (3), pp. 401–425.</p> <p>Ziegler, Béatrice et al. (2012): <i>Handreichung Politische Bildung</i>. Downloadbar unter: <a href="http://www.politischebildung.ch/system/files/downloads/politische_bildung_handreichung.pdf">www.politischebildung.ch/system/files/downloads/politische_bildung_handreichung.pdf</a></p> |
|--|--|

# «MEINE LEHRER WAREN MEIN GLÜCK»»

Claudia Schneider und Vera Sperisen  
Fotografien Interview: Vera Sperisen

Ivica Petrušić im Porträt – mit Geschichten über seine Jugend in Buchs, seine Musik, die Jugendarbeit und die bosnische Diaspora in der Schweiz.





«Ich riet den Jugendlichen, bei der Lehrstelle zuerst anzurufen, dann vorbeizugehen, damit sie die Jugendlichen auch sehen. Beim Telefonieren sollen sie versuchen, möglichst lange ihren Namen nicht zu sagen.» Ivica Petrušić

1991 sind Sie als Teenager in die Schweiz immigriert. Welches Bild hatten Sie damals von der Schweiz?

Mein Vater arbeitete als Saisonnier damals in der Schweiz und ich konnte ihn in den 1980er-Jahren bereits ein paar Mal besuchen. Aus dieser Zeit hatte ich ein zurückhaltendes Bild von der Schweiz. Sie war für mich damals überhaupt nicht der Ort, wo ich hin wollte. Das hatte wohl weniger mit der Schweiz, als vielmehr mit der Tatsache zu tun, dass ich als 14-Jähriger aus meinem Leben in Bosnien herausgerissen wurde. Ich war in Bosnien glücklich, hatte viele Kollegen. Ich erinnere mich, wie schwierig es für meine Eltern war, mich zu überzeugen, mit in die Schweiz zu kommen. Schliesslich einigten wir uns auf einen Deal: Wenn es mir nach einem Jahr hier nicht gefällt, kehre ich zurück nach Bosnien, lebe bei meiner Grossmutter und schliesse dort die Schule ab.

Wie war das erste Jahr?

Es war schwierig. Die fremde Sprache war das eine, aber dann wurden bei mir als Teenager auf einmal auch Mädels aktuell. Ich kannte die Codes nicht und hatte

Mühe, irgendwo Anschluss zu finden. Gleichzeitig fing in Bosnien der Krieg an. Es war schnell klar, dass eine Rückkehr nun nicht mehr in Frage kam. Ein Jahr später, 1993, zerstörte der Krieg unser ganzes Dorf und vertrieb die restlichen Menschen. Das war der Moment, in welchem ich mich für die Schweiz entschied. Ich erkannte, dass es mein Bosnien und mein Jugoslawien nicht mehr gibt. Und dass ich jetzt entweder im Jammertal versinke oder versuche, mich hier Zuhause zu fühlen. Der Krieg hat meinen Integrationsprozess hier in der Schweiz stark beeinflusst. Das kommt mir immer wieder in den Sinn.

Welche Rolle spielte die Schule in dieser Zeit?

Neben den eigenen Voraussetzungen und Veranlagungen sind ja immer auch andere Faktoren wichtig für die Anerkennung. Vor allem das System, in das man hineinkommt, muss begreifen, um was es bei diesem bestimmten Menschen geht. Ich hatte grosses Glück mit meinen beiden Lehrern. In Bosnien war ich einer der besten Schüler. Hier wurde ich ein Jahr zurückgestuft und besuchte zuerst die Real. Bis mein Lehrer nach ein paar Monaten begriff, dass ich unterfordert war. In der Sek

hatte ich nochmals Glück. Mein neuer Lehrer war alles andere als ein klassischer Lehrer. Er unterrichtete uns mit erweiterten Lernformen. Wir haben Prüfungen geschrieben, wann wir wollten. Wir haben gelernt, was wir wollten. Wir durften unseren Wochenplan selber machen. Er hat in Projekten gearbeitet und das halbe Schulhaus umgestellt. Das ist bei mir extrem gut angekommen.

Was gab Ihnen in der Freizeit Anerkennung?

Dieser Lehrer war auch Trainer des Handballclubs Suhr Aarau und hatte ein eigenes Musikstudio. Er hat mich im Basketball gefördert, ich konnte bis in die Schweizer Junioren-Nati aufsteigen – und das ohne Schweizer Pass. Mir wurden viele Türen geöffnet. Ich konnte Sport machen, mich musikalisch betätigen. Wir haben mit unserem Lehrer eine eigene Band gegründet, die «Kids Of Time», und 1995 sogar eine eigene CD herausgebracht. Alles, was mir Spass machte, konnte ich nun anpacken.

Die Musik begleitet Sie auch heute noch. Sie sind Sänger und Texter in der Zehner-Kombo «Šuma Čovjek» und machten mit dem Song «Swiss International Psalm» 2011 auf sich aufmerksam.

Das erste Projekt mit der Band «Šuma Čovjek» war unbewusst auch gleich Teil meines Wahlkampfes. Ich war damals im Grossrat und wollte in den Nationalrat gewählt werden. Wir interpretierten die Schweizerhymne neu und machten daraus eine serbokroatische Schweizerhymne und schenkten diesen «Swiss International Psalm» der Schweiz zum 1. August.

Im Videoclip zum Song spielen Sie stark mit den Klischees der Schweiz und des Balkan. Warum?

Klischees sind ein guter Aufhänger, um künstlerisch mit den unterschiedlichen Kulturen umzugehen. Wir konfrontieren die Leute damit gerne. Dabei gibt es Reaktionen wie: «Das stimmt doch so gar nicht mehr!» oder «Die sind ja viel weiter!». Gleichzeitig arbeitet aber auch die Politik stark mit diesen Klischees. Die SVP hat in den 1990er-Jahren die Deutungshoheit übernommen, wenn es darum geht, den klassischen Schweizer zu definieren.

2003 liessen Sie sich einbürgern. Begegnen Sie den gängigen Klischees gegenüber dem Balkan trotzdem noch?

Ich bin in meinem Freundeskreis immer noch der «Jugo», der im Sommer für das Spanferkel zuständig ist. Und der Schnaps muss auch von mir sein (lacht). Für mich ist das okay. Es ist ja auch nach wie vor ein Teil von mir. Man ist einfach spielerischer unterwegs und weiss, wann es als Witz gemeint ist. Der bosnische Witz, um noch bei den Klischees zu bleiben, ist übrigens ein extrem schwarzer Humor. Alle machen sich über uns lustig. Im Jugoslawienkontext sind wir so richtig die Doofen, die Hinterwäldler. Mir ist es extrem wohl in der Rolle, in welcher man sich selbst nicht zu ernst nimmt.

Wie gehen die Jugendlichen mit den Klischees um?

Das Interessante ist, dass die Jugendlichen viele Klischees übernehmen und weiterentwickeln. Sie kategorisieren sich gegenseitig: «Was bist denn du jetzt für einer?» Es gibt die Ausländer – jene aus dem Balkan bis runter nach Afrika. Und dann die Schweizer: Die Normale, die Ausländer cool finden, dann die Papierlschweizer und schliesslich die Eidgenossen. Als Jugendarbeiter war es für mich eine echte Motivation, zusammen mit den Jugendlichen gegen diese Klischees anzukämpfen.

Wie schafft man das?

Wir haben darauf hingearbeitet ihnen zu vermitteln, wie wertvoll sie sind in dieser Vielfalt. Sie sollen sich nicht für das eine oder andere entscheiden müssen. Ich sagte ihnen: «Diese Vielfalt ist ein Vorteil für euch. Lasst euch nicht in eine Schublade stecken.» Was natürlich gerade in der Identitätssuche schwierig ist. Da wünscht man sich ja manchmal Vieles. Heute ist man Hip-Hopper, morgen ist man Skater. Neben diesem Hin- und Hergerissen-sein kommt zusätzlich dazu noch die Geschichte mit der Identität, mit Nationalitäten und Kulturen. Da passieren grosse Identitätsgeschichten.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel bei der Lehrstellensuche. Die Jugendlichen fangen dann selber an, sich zu verleugnen: «Jetzt habe ich so einen beschissenen Namen und muss damit eine Lehrstelle finden.» Mit diesen Voraussetzungen haben wir versucht, zu arbeiten. Das war die Realität. Ich riet den Jugendlichen, bei der Lehrstelle zuerst anzurufen, dann vorbeizugehen, damit sie die Jugendlichen auch sehen. Beim Telefonieren sollen sie versuchen, möglichst lange ihren Namen nicht zu sagen. Ich finde das furchtbar, ihnen solche Tipps geben zu müssen. Gleichzeitig will ich auch nicht, dass man zu schnell von etwas sehr Äusserlichem wie dem Namen abgelenkt wird. Das war mein individueller Ansatz. Egal, was politisch passiert: Am Schluss geht es um diese jungen Menschen und gemeinsam mit ihnen wollen wir einen Weg für sie finden.

Wie wichtig ist es Ihnen, den Jugendlichen Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie sich politisch engagieren könnten?

Weniger wichtig. Ich selber hatte während meiner Jugendzeit im Jugendtreff in Buchs oder in Aarau im Flösserplatz meine eigenen Vorbilder, das waren aber keine Politiker, sondern es war DJ Bobo, der damals so langsam am Aufkommen war. Auch mein Lehrer hat mir die Möglichkeit, sich politisch zu engagieren, nie bewusst vermittelt. Er gab mir vielmehr mit, dass ich meine Ideen umsetzen soll. Als Jugendarbeiter trifft man immer wieder auf kleine Momente, die einem ermöglichen, dass sich die Jugendlichen selber erfahren. Diese Momente der Anerkennung sind viel wichtiger als das politische Engagement zu vermitteln. Das steht für mich auch heute noch im Zentrum. Und wenn die Jugendlichen das Bedürfnis



haben, in ihrer Gemeinde etwas zu realisieren, dann bitte ich die Gemeinden jeweils, ihnen keine Steine in den Weg zu legen. Die Formulare einfacher zu gestalten. Es einfach geschehen zu lassen. Vor der Jugend muss man nicht Angst haben. Und wenn die Jugendlichen dann ein positives Erlebnis haben, hat man sehr viel erreicht – und dies ist der zentrale Aspekt, der hilft, dass sie sich später eventuell politisch engagieren.

Mit dem Projekt i-platform.ch schlagen Sie eine Brücke zwischen Bosnien und der Schweiz.

Ich habe hier vor langer Zeit mit ein paar Menschen, die aus Kroatien und Bosnien stammen, einen Basketball- und einen Kulturverein gegründet. Der Kulturverein heisst Guča Gora, wie das bosnische Dorf, aus dem ich komme. Wir haben einen Schrebergarten in Buchs zu unserer zentralen Lokalität gemacht. Wir organisieren Turniere und Kulturabende und finanzieren so den lokalen Fussball- und Folkloreverein vor Ort in Guča Gora. Der Fussballverein ist dort übrigens der einzige Verein, in welchem Bosniaken und Kroaten zusammen etwas machen. Zwanzig Jahre nach dem Krieg ist so vieles im Alltag, wie zum Beispiel die Schulen, immer noch getrennt. Ein Schulkollege aus meiner Jugendzeit in Bosnien trainiert nun die Junioren in diesem Fussballverein. Durch das Projekt i-platform wird die bosnische Diaspora in der Schweiz motiviert, sich für die Entwicklung ihres Herkunftslandes zu engagieren. In erster Linie geht es uns auch darum, dem Land wirtschaftlich auf die Beine zu helfen, mit dem Knowhow und den Ressourcen der ausgewanderten Bevölkerung. Es entstehen verschiedene kleine Kooperationen und KMUs, die Arbeitsplätze schaffen, aber auch Momente, die ganz banale alltägliche Begegnungen ermöglichen. Da ist auf sehr vielen Ebenen Gutes am Entstehen, richtige Mutgeschichten. Ich glaube, der Zeitpunkt ist langsam gekommen und die Distanz zu dem alten Bosnien ist da, um etwas Neues zu entwickeln. Es braucht solche Übungsfelder für kleine Projekte, die nicht gleich Identitätsdiskussionen lostreten.

Wie geht es der bosnischen Diaspora hier in der Schweiz?

Ich erlebe eine grosse Enttäuschung innerhalb der Diaspora. Das Gemeinschaftliche ging verloren und die Leute haben sich zurückgezogen. Früher gab es hier in Aarau in der Industriestrasse einen jugoslawischen Klub, mein Vater war dort häufig der Gastgeber und machte Cevapcici. Man könnte auch sagen, wir haben uns durch das Zurückziehen gut angepasst, integriert (lacht). Aber ich bin mir nicht sicher, ob dieses Sich-Zurückziehen für die Schweiz ein Gewinn ist. Wäre es nicht besser gewesen, wir hätten uns ein bisschen mehr gewehrt und mehr geweigert?

Welchen Bezug haben die Jugendlichen der Diaspora zum Balkan?

Sie sehen den Balkan wieder als etwas Gemeinsames. Sie besuchen diese Ethno-Clubs, in welchen irgendwelche

Divas und durchtrainierte Sänger aus dem Balkan eingeladen werden. Es wird zu «Turbofolk» getanzt. Den Jungen ist es nicht mehr so wichtig, zu betonen, aus welchem Teil des Balkans sie kommen. Das gefällt mir. Sie suchen im «Balkan-Sein» wieder das Gemeinsame, losgelöst vom Nationalistischen. Als Musiker finde ich es natürlich schade, dass es mit dem technounterlegten Folk-Beat passiert (lacht).

#### IVICA PETRUŠIĆ

Ivica Petrušić ist Sozialarbeiter FH, diplomierter Jugendarbeiter und Geschäftsführer bei okay zürich – Kantonale Kinder- und Jugendförderung. Er ist Vizepräsident des DOJ (Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz), Vorstandsmitglied bei i-platform, Mitglied der Migrationskommission des Kantons Aargau und Sänger und Texter in den beiden Bands «Šuma Čovjek» und «Extrem Bosnian Blues Band».

#### I-PLATFORM.CH

Die i-platform.ch ist eine Initiative zur Zusammenarbeit und Entwicklung Bosnien und Herzegowinas. Das «i» bedeutet auf Bosnisch «und» und steht für das Verbindende. Das Projekt hat zum Ziel, die Zusammenarbeit zwischen der Schweiz und Bosnien und Herzegowina aufzubauen und zu pflegen. Es wird von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) unterstützt.





Polis



KLUB  
T"



Wieviel Heimat  
brauchen Sie?





# WIE *TRAUMAUSSLÄNDER* ZUM *FEINDBILD JUGO* WURDEN

Thomas Bürgisser

Plötzlich war von jungen herumlungern und pöbelnden Männern die Rede, die schlecht integriert, ohne Ausbildung, frustriert, kriminell und gewaltbereit seien. Ihre Herkunft: «Das Pulverfass Balkan». Zeitgleich mit dem Ausbruch der Bürgerkriege und dem Zerfall Jugoslawiens begann auch die Stigmatisierung der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz. Galt die Bevölkerungsgruppe in der öffentlichen Wahrnehmung bis zu diesem Zeitpunkt als «unproblematisch», kippte dieses Bild, als Medien und Politik für ihre Analysen zu den Ursachen der Bürgerkriege auf kulturalistische Klischees zurückgriffen.

In der Wahrnehmung der Menschen in der Schweiz, die aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen, vollzog sich ab 1990 ein krasser Imageverlust. In ihrem Selbstbild waren sie von einst gern gesehenen «Bilderbuch- und Traumausländern» zur «unbeliebtesten Bevölkerungsgruppe der Schweiz», zum «Feindbild Jugo» geworden. Heute leben über 300'000 Staatsbürgerinnen und Staatsbürger aus Nachfolgestaaten Jugoslawiens in der Schweiz. Bosnier, Kosovarinnen, Kroaten, Makedonierinnen, Montenegriner, Serbinnen und Slowenen stellen mit fast zwanzig Prozent die grösste Gruppe der ausländischen Bevölkerung. Dazu kommen Zehntausende ehemalige Migrantinnen und Migranten, die im Laufe der Jahre das Schweizer Bürgerrecht erworben haben. Statistisch gesehen hat einer von zwanzig Menschen, denen wir tagtäglich begegnen, seine familiären Wurzeln im ehemaligen Jugoslawien. Wie kamen sie in die Schweiz und wie vollzog sich dieser bedeutungsvolle Wahrnehmungswandel ihnen gegenüber?

#### Liberales Ausreiseregime als Katalysator

Neben einer kleinen Zahl politischer Flüchtlinge handelt es sich bei der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz im ersten Nachkriegsjahrzehnt vorwiegend um eine Elitenmigration. So beschäftigte etwa der Elektrotechnik-Konzern Brown, Boveri & Cie. in Baden ab den 1950er-Jahren Hunderte von Ingenieuren und Technikern aus Jugoslawien. In den 1960er-Jahren bekundeten Schweizer Unternehmen zunehmend Mühe, im traditionellen Rekrutierungsland Italien Arbeitskräfte anwerben zu können. Die virulente, gegen italienische Gastarbeiter gerichtete «Überfremdungsdebatte» liess die Behörden ihr Augenmerk auf neue Rekrutierungsgebiete richten.

Neben einer kleinen Zahl politischer Flüchtlinge handelt es sich bei der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz im ersten Nachkriegsjahrzehnt vorwiegend um eine Elitenmigration.

Jugoslawien unterhielt als einziger kommunistischer Staat ein liberales Ausreiseregime für seine Bürgerinnen und Bürger. Radikale Wirtschaftsreformen hatten zur Entlassung Hunderttausender Arbeiterinnen und Arbeiter geführt, die der Staat nun zur «temporären Beschäftigung» an das westliche Ausland vermitteln wollte. Schweizerischerseits zeigte man sich zu Beginn der 1960er-Jahre überzeugt, die jugoslawischen Gastarbeitenden würden sich «leicht an unsere Sitten und Gebräuche sowie unsere Arbeitsbedingungen anpassen» können.

Die Zuwanderung aus Jugoslawien erfuhr ab 1962 einen markanten Anstieg. Als erstes begann im Frühjahr 1964 der Schweizerische Bauernverband mit Kollektivrekruitierungen von Gastarbeitern aus Jugoslawien, das bis in die 1990er-Jahre hinein das wichtigste Herkunftsland von Arbeitskräften für die Schweizer Landwirtschaft bleiben sollte. Bald darauf folgten Anwerbeaktionen anderer Branchenverbände, etwa des Verbands Schweizerischer Krankenanstalten oder des Hotelier-Vereins. Die grössten Kontingente rekrutierte ab 1970 das Baugewerbe. Zahlreiche jugoslawische Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter kamen nun als «unqualifizierte Arbeitskräfte» in die Schweiz und unterlagen dem Saisonierstatut. Oftmals rekrutierten Schweizer Arbeitgeber «schwarz», unter Umgehung der jugoslawischen Behörden, denen eine Vermittlungsgebühr hätte bezahlt werden müssen. Viele kamen deshalb mehrere Saisons hintereinander oder vermittelten Stellen an Freunde und Verwandte, wodurch sich zahlreiche personelle und institutionelle Netzwerke bildeten.

Diese Jugoslawinnen und Jugoslawen kamen aus unterschiedlichen Regionen des sozialistischen Vielvölkerstaates. Fachleute und Akademiker (darunter viele Ärztinnen und Ärzte), die nach wie vor die Hälfte der Migrationsbevölkerung ausmachten, stammten vorwiegend aus den entwickelten nördlichen Landesteilen wie Slowenien, Kroatien oder Nordserbien. Die unqualifizierten saisonalen Arbeitskräfte wurden dagegen in den strukturschwachen Gebieten Zentralserbiens, Kosovos und Makedoniens rekrutiert. Nach Nationalität wurde damals nicht unterschieden, in der Schweiz waren sie alle «Jugoslawen». Gerade mit den Gastarbeitern aus den sehr ländlichen, traditionellen und oft muslimisch geprägten Gebieten im Süden konnte es schon mal zu Verständigungsschwierigkeiten, kulturellen Missverständnissen und anderen Problemen kommen. Im Allgemeinen waren aber die Urteile von Behörden und Arbeitgebern durchwegs positiv. Die Jugoslawen seien in der Regel bereit und fähig, «rasch eine unserer Sprachen zu lernen», sie würden «wertvolle Arbeit» leisten und «weniger Sorgen» verursachen, «als z. B. die viel zahlreicheren und uns fremderen Angehörigen einiger Mittelmeerländer», schrieb 1970 etwa der schweizerische Botschafter in Belgrad nach Bern. Mehr als zwei Drittel von ihnen waren Erwerbstätige, in der Mehrheit wohnten ihre Familien weiterhin in Jugoslawien.



### Erste politische Spannungen

Der verhältnismässig kleine «Grundstock» von (je nach Jahreszeit) zwischen 20'000 und 40'000 jugoslawischen Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern erreichte die Schweiz just auf dem Höhepunkt der Überfremdungsdebatte im Rahmen der «Schwarzenbach-Initiative». Im Laufe der 1970er-Jahre versuchten die Schweizer Behörden deshalb – und auch unter dem Eindruck der durch die Ölkrise hervorgerufenen Rezession – die ausländische Wohnbevölkerung zu reduzieren. Gleichzeitig genehmigten sie bei der Kontingentvergabe gewissen Branchen immer wieder grosszügige Ausnahmegewilligungen. So stieg die Zahl jugoslawischer Arbeitskräfte bis in die 1980er-Jahre weiterhin kontinuierlich an. Die meisten von ihnen blieben mit ihrer Heimat eng verknüpft. Während einem Grossteil des Jahres arbeiteten die Eltern in der Schweiz, die Kinder blieben zu Hause bei den Grosseltern. Einen intimen literarischen Einblick in eine jugoslawische Gastarbeiter-Familiengeschichte bietet die aus der nordserbischen Vojvodina stammende Autorin Melinda Nadj Abonji mit ihrem autobiographisch inspirierten, preisgekrönten Roman «Tauben fliegen auf».

Zu Beginn der 1980er-Jahre traten die wirtschaftlichen Probleme Jugoslawiens verstärkt an die Oberfläche und es kam, angefangen im Kosovo, vermehrt zu politischen Spannungen und Konflikten. Viele Saisonniers hatten mit der Zeit eine Jahresbewilligung und später das Niederlassungsrecht erhalten. Als ihre Perspektiven auf eine Rückkehr in die Heimat schwanden, machten sie vom Recht des Familiennachzugs Gebrauch. Zwischen 1980 und 1990 verdreifachte sich durch diese Kettenmigration die jugoslawische Wohnbevölkerung von rund 60'000 auf über 170'000. Kinder und Ehepartner der Gastarbeitenden mussten sich unvorbereitet an eine sprachlich und kulturell teilweise fremde Umgebung anpassen. Anstatt wie bisher die Schweizer Löhne in die Heimat zu überweisen, mussten die Migrantinnen und Migranten mit ihren zumeist bescheidenen Einkünften die vergleichsweise sehr hohen Lebenshaltungskosten für eine ganze Familie bestreiten. Besonders für traditionell kinderreiche albanische Grossfamilien bedeutete dies eine grosse ökonomische Belastung.

### Steigende Sichtbarkeit innerhalb der Gesamtgesellschaft

Zwischen dem Ausbruch des Bürgerkriegs in Kroatien 1991, später in Bosnien bis zur Kosovokrise 1999 stieg die Zahl der «Ex-Jugoslawen», wie sie nun genannt wurden, noch einmal auf fast 400'000 an – darunter Zehntausende oft schwer traumatisierte Flüchtlinge. Die rasche Bevölkerungszunahme, aber auch die intensive öffentliche Auseinandersetzung mit dem Bürgerkrieg in Jugoslawien steigerte die Sichtbarkeit dieser Migrationsgruppe innerhalb der Gesamtgesellschaft. Im Kalten Krieg war man dem föderalistisch organisierten jugoslawischen Staat,

Die Jugoslawen seien in der Regel bereit und fähig, «rasch eine unserer Sprachen zu lernen», sie würden «wertvolle Arbeit» leisten und «weniger Sorgen» verursachen, «als z.B. die viel zahlreicheren und uns fremderen Angehörigen einiger Mittelmeerländer», schrieb 1970 der schweizerische Botschafter in Belgrad nach Bern.

der mit seinem vergleichsweise liberalen Wirtschaftssystem und seiner «blockfreien» Aussenpolitik, ähnlich wie die neutrale Schweiz, einen unabhängigen Weg beschritt, durchaus mit Sympathie begegnet. Jugoslawien war der wichtigste Handelspartner der Schweiz in Osteuropa. Politisch arbeitete man auf verschiedenen Ebenen derart einmütig zusammen, wie es mit keinem anderen sozialistischen Staat vorstellbar gewesen wäre. Zudem war die jugoslawische Adriaküste lange Zeit für Hunderttausende Schweizerinnen und Schweizer eine beliebte Feriendestination. Nun jedoch griffen Medien und Politik oft auf platte kulturalistische Klischees zurück, um den gewaltsamen Zerfall Jugoslawiens zu erklären. Die Analyse der komplexen Ursachen blieb zumeist aus. Nicht nur in der Schweiz diente etwa die Erklärung, irrationale Gewalt sei eben «schon immer» ein Teil «des Balkans» gewesen, als bequemes Vorurteil.

Weit über die fremdenfeindlichen Kampagnen rechtsextremer Parteien hinaus wurden solche stereotypen Vorstellungen in den 1990ern pauschal auch auf die Gesamtheit der Migrationsbevölkerung aus dem ehemaligen Jugoslawien projiziert. Bis heute beeinflussen diese Vorurteile den migrationspolitischen Diskurs. Über «Jugos», «Ics», «Shipis» oder «Leute vom Balkan» werden auch Stellvertreterdebatten zu Themen wie Jugendgewalt, Arbeitslosigkeit oder Missbrauch der Sozialwerke geführt. Fast zwei Jahrzehnte nach dem Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien scheinen sie zeitweise etwas aus der Schusslinie der Problemdebatten über Migration geraten zu sein. Stattdessen rückten seither neue Gruppierungen in den Fokus der Medien. Die schiere Zahl von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien und die Dauer ihres Aufenthalts in der Schweiz lassen mutmassen, dass sich mit der Zeit eine Normalisierung in Bezug auf die Wahrnehmung durch die Mehrheitsbevölkerung einstellen wird, ähnlich wie dies bei den Zuwanderinnen und Zuwanderern aus Italien der Fall war.

In der Öffentlichkeit besonders sichtbar ist etwa das zumeist positiv besetzte Feld des Sports: Im Achtelfinalspiel gegen Polen standen an der EM-Endrunde in Frankreich 2016 für die von Vladimir Petković trainierte Schweizer Fussballnationalmannschaft ganze sechs Spieler mit «ex-jugoslawischem Migrationshintergrund» in der Startaufstellung – darunter Torschütze Xherdan Shaqiri. Darüber, ob und wie weit durch den Einsatz der Schweizer «Balkankicker» auf dem Fussballfeld auch das vielfache Engagement ihrer ehemaligen Landsleute in Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur eine vermehrte Würdigung erfährt und erfahren wird, kann nur spekuliert werden. Jedenfalls müssen Fälle einer «erfolgreichen Integration» von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien offenbar weiterhin explizit hervorgehoben werden. Auch «Jugos» zweiter und dritter Generation, die schon lange Schweizerinnen und Schweizer geworden sind, drohen heute noch auf Grund ihrer Herkunft stigmatisiert und «in denselben Topf» geworfen zu werden.

Während einem Grossteil des Jahres arbeiteten die Eltern in der Schweiz, die Kinder blieben zu Hause bei den Grosseltern.

WAHLVERWANDTSCHAFT  
ZWEIER SONDERFÄLLE IM  
KALTEN KRIEG. SCHWEIZERISCHE  
PERSPEKTIVEN AUF  
DAS SOZIALISTISCHE  
JUGOSLAWIEN 1943–1991

Die Dissertation von Thomas Bürgisser gibt erstmals einen umfassenden Überblick über die Beziehungen der Schweiz zum sozialistischen Jugoslawien aus Sicht schweizerischer Akteure aus Politik, Journalismus, Wissenschaft und Wirtschaft. Die Studie beschreibt eine heute kaum mehr bekannte, äusserst vielfältige Verflechtungsgeschichte. Das Buch kann unter [www.dodis.ch/q8](http://www.dodis.ch/q8) gratis als PDF, für iPad und e-Reader heruntergeladen oder als Print-on-Demand bestellt werden.

Thomas Bürgisser: Wahlverwandtschaft zweier Sonderfälle im Kalten Krieg. Schweizerische Perspektiven auf das sozialistische Jugoslawien 1943–1991 (=Quaderni di Dodis 8). Bern 2017.

Dieser Artikel erschien 2013 erstmals im Tangram 31 und wurde für das POLIS überarbeitet und gekürzt.



Thomas Bürgisser, Historiker und Journalist, ist Leiter Wissenschaftliche Kommunikation und Vermittlung beim Forschungsinstitut Diplomatische Dokumente der Schweiz in Bern.





Polis



Was macht Sie heimatlos?







# «IM DURCHGANGS- HEIM WAR DIE HALBE WELT ZUHAUSE»

Vera Sperisen

Die Soziologin Lejla Šukaj lebt im Berner Lorrainequartier, arbeitet in der Kulturförderung des Kantons und engagiert sich in der Programmkommission des Literaturfestivals Literaare. Im Jahr 1993 flüchtete sie als 13-Jährige mit ihrer Familie aus Bosnien und Herzegowina in die Schweiz. An einem warmen Sommerabend unterhielt sich die POLIS-Redaktorin Vera Sperisen mit Lejla Šukaj in der Brasserie Lorraine – eine Lieblingskneipe von Šukaj – über ihre Jugend zwischen Asylunterkunft und Gymnasium, zwischen familiären Schicksalsschlägen und nachbarschaftlicher Solidarität. Eine Geschichte über das Ankommen und Leben in der Schweiz.



### Wo gehöre ich dazu?

«Wo gehöre ich dazu? Diese Frage steht für Menschen wie mich immer im Raum. Wenn du in der Schweiz als Seconda zur Welt kommst, dann wird dir diese Frage von der Gesellschaft mitgeliefert. Und wenn du wie ich den Krieg erlebt hast, damals in Jugoslawien, wenn du erlebt hast, wie es dazu kam, dann wirst du mit dieser Frage immer wieder konfrontiert. Für mich begann alles im Sommer 1992. Ich war ein zwölfjähriges Kind und wusste nicht, was sich Zuhause politisch abspielte. Aber dennoch bemerkte ich, dass die Zugehörigkeit zu den «Ethnien» für meinen Alltag plötzlich wichtig wurde. Kurz zuvor hatten wir alle noch keine Ahnung, was das ist: «Ethnien». Aber auf einmal spielten diese Kategorien eine Rolle, genauso wie die Religion. Man sagte, «ah, das sind Muslime», und die Katholiken sind die Kroaten, die Orthodoxen, das sind die Serben. Alles wurde an die Religionszugehörigkeit und die Nationalität gekoppelt. Die Sprache wurde bewusst genutzt, um Unterschiede zu akzentuieren. Die Nachrichtensprecher begannen Wörter anders auszusprechen. Beispielsweise betonten einige beim Wort Mlijeko (Milch) das lange «E», sie sagten Mleko – so wie man es in Serbien tut, um damit die serbische Zugehörigkeit zu unterstreichen. Auch unsere Namen wurden schlagartig wichtig, denn sie verrieten die religiöse Zugehörigkeit, aber natürlich nicht zuverlässig. Es gab sehr viele Kinder, die aus gemischten Ehen stammten, und sowieso waren die wenigsten Menschen überhaupt gläubig. Das war so, als ob es die Schweiz plötzlich nicht mehr gäbe und du nun Bernerin und reformiert bist, und als Luzernerin musst du katholisch sein. Als Kinder waren wir alle gleich – und nun wurden wir zu anderen.»

### Fremde und eigene Soldaten

«All dies geschah in meiner kindlichen Wahrnehmung innerhalb eines Jahres. Es wurde sehr real. Immer mehr Kinder kamen einfach nicht mehr zur Schule, ihre Familien verliessen unsere Stadt, der tobende Krieg in Kroatien war diesen Leuten eine Warnung. Andere, so wie meine Familie, waren bis zum Ausbruch des Krieges absolut überzeugt, dass «bei uns» so etwas nicht möglich ist. Mein Freundeskreis war stark durchmischt. Wir Kinder hatten aufgeschnappt, dass die gelebte «Brüderlichkeit und Einheit», die zu Titos Zeiten propagiert wurde, zerbröckelte. Wir begannen zu grübeln: «Welche Kinder dürfen zusammen spielen, wenn wir nach Religionen getrennt werden? Welche Freunde bleiben mir noch? Darf ich meine besten Freundinnen weiterhin sehen?» Im Sommer 1992 kam die serbische Armee, hat Muslime und Katholiken vertrieben und teilweise auch umgebracht. Menschen wurden zusammengetrieben und in Lager gesteckt. Ich habe mit meiner Schwester Decken und Kleider dort hingebacht. Wenn Fremde der serbischen Armee beim Lager Wache standen, war es unmöglich, die Hilfsgüter abzugeben. Waren es Serben aus dem Städtchen, kannten sie uns und nahmen die Kleider entgegen. Die Zugehörigkeit zur lokalen Gemeinschaft spielte also

auch eine Rolle. Die Situation verschlimmerte sich immer mehr, wir hörten von abscheulichen Foltergeschichten und sahen mit unseren Augen, wie Häuser angezündet, Menschen vor Panzer getrieben, gefoltert wurden. Immer mehr Leute gingen weg. Bekannte, Verwandte, Freunde und irgendwann auch wir. Die serbische Armee hat Busse organisiert und die Leute weggefahren. Ich kam mit meiner Familie in eine Stadt, in welcher die bosnische Armee herrschte. Dies war für mich überraschend – und extrem beglückend: «Oh, das gibt es auch, es gibt auch «unsere Soldaten».» Als Reaktion auf die serbische Aggression fing die bosnische Seite an, ein bosnisches Nationalbewusstsein zu propagieren. Wir sangen identitätsbildende Lieder, aus voller Kehle, ich schrie sie förmlich. Ich entwickelte damals eine naiv-kindliche Liebe zu Bosnien. Nach all den Erfahrungen in meiner Heimatstadt fühlte ich mich angegriffen und verletzt. Und nun wurde mir hier diese kollektive Stärke vermittelt: «Ich gehöre hier dazu, ich bin auch jemand.» Es ist erschreckend, wie ich da reinwuchs als pubertierendes Kind, auf der Suche nach einem eigenen «Wir.»

### Schweizerin, Bosnierin, Muslimin, Bernerin, Feministin, Soziologin ...

«Als was fühle ich mich heute? Wohl mehr als Schweizerin und doch auch als Bosnierin. Ich will meine bosnische Herkunft nicht verleugnen. Meine Kindheit in einem sozialistischen Land, in welchem die Gleichheit aller Menschen und die Gerechtigkeit zwar nicht gelebt, aber als Ideal sehr präsent waren, hat mich sehr geprägt. Oder der bosnische Humor. Aber manchmal ist sie auch nicht viel mehr als eine Behauptung, die mir wichtig ist. Im Moment betone ich im Alltag, dass ich eine Muslimin bin. Einfach um zu vermitteln, dass es ganz verschiedene Musliminnen gibt. Ich zum Beispiel bin als muslimische Frau weder von einem Mann unterdrückt, noch trage ich eine Burka. Ich möchte mit stereotypen Bildern brechen. Wo gehöre ich sonst noch dazu? In die Lorraine (Berner Quartier). Sehr stark geprägt hat mich auch meine soziale Zugehörigkeit. Ich bin in einer Familie von Arbeiterinnen und Arbeitern aufgewachsen und habe dieses Klassenbewusstsein. Am Gymnasium und an der Universität musste ich mich oft fragen, ob ich mit den anderen Studierenden, die, wie ich mir vorstellte, mit klassischer Musik und französischen Romanen aufgewachsen waren, mithalten kann. Und schliesslich bin ich auch eine Frau – geboren in eine vorwiegend weibliche Familie mit einer unglaublich lebensstüchtigen, selbstbewussten Frau als Grossmutter und sehr vielen Tanten und Cousinen, Männer gab es wenige. Das hat mich schon sehr früh für feministische Fragen sensibilisiert. Heute bedeutet mir natürlich auch meine Zugehörigkeit zu meinem Beruf sehr viel.

### ... und lange auch Asylsuchende

«Mit den Vorurteilen gegenüber «Jugos» hatte ich in meiner Jugend wenig Mühe. Es war viel mehr die Feindseligkeit gegenüber Asylsuchenden, die mich persönlich

berührte. Ich selber lebte sieben Jahre mit diesem Aufenthaltsstatus. Während der Zeit am Gymnasium sass ich einmal mit andern Schülerinnen und Schülern im Schulhof auf dem Boden – es war gerade Pause oder Freistunde. Ein Jugendlicher stiess dazu und meinte: «Schau mal, jetzt zahlen wir der die Kleider und die sitzt damit auf dem Boden rum.» Dies traf mich tief. Ich wusste, dass in dieser Aussage etwas Wahres lag; dass die Gesellschaft für mich finanziell aufkommen musste. Gleichzeitig war mir aber auch klar, dass diese Sichtweise etwas zutiefst Unsolidarisches und Boshafes hatte. Ich war aus dem Krieg gekommen, hatte mein normales Leben zurückgelassen, lebte in einer schwierigen familiären Situation und unter prekären Wohnbedingungen. Es war schwierig zu akzeptieren, dass ich auch von solchen Leuten wie diesem Jungen auf eine vertrackte Art abhängig war. Weder er noch ich hatten unsere Lage selbst gewählt. Später hatte ich auf eine andere Art mit den «Jugo-Stereotypen» zu tun. Mir wurde sehr oft gesagt: «Also dass du so gut deutsch kannst (oder: an die Kanti gehst, oder: ein Lizentiat machst), das ist unglaublich.» Das war als Kompliment gedacht, aber im Grunde schwingt darin immer auch etwas mit von der Aussage: «Da gehörst du als «Jugo» eigentlich nicht hin, das ist kein Ort, wo man dich erwarten würde.» Als ob man als «Jugo» grundsätzlich nicht genug begabt wäre, um richtig deutsch zu lernen oder zu studieren.»

#### Vom Kommen und vom Gehen

«Ich lebte zu dieser Zeit in einem Asylzentrum in Aarau. Meine Eltern waren beide krank, wir mussten uns ein Zimmer teilen. Ich verbrachte fast meine gesamte Freizeit draussen mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft. Dies war ein riesen Glücksfall für mich. Ich fand schnell Anschluss bei den Kindern und deren Familien im Quartier Zelgli. Dort erlebte ich ein Stück Normalität. Die Familie meines Ex-Freundes wurde zu meiner Zweitfamilie. Ich verbrachte meine Freizeit bei ihnen, fuhr mit ihnen in die Ferien und durfte so viele Bücher von ihnen ausleihen, wie ich wollte. Vor dem Umzug nach Aarau lebten wir in einem Heim in Brugg, zusammen mit zweihundert weiteren Personen. Die halbe Welt war dort zuhause. In der Schule lernte ich Französisch und Englisch, ging nach Hause und testete das neu Gelernte. Es gab immer jemanden, der mit mir in diesen Sprachen reden konnte. In Aarau war das Heim kleiner, aber weiterhin ein Durchgangsheim. Es war nicht vorgesehen, dass man dort länger blieb. Wahrscheinlich behielten sie uns wegen meiner kranken Eltern. Meine Schwester heiratete und zog mit ihrem Mann zusammen. Ein Jahr später starb mein Vater. Andere Menschen im Durchgangsheim kamen und gingen. Sie erzählten mir ihre Geschichten. Ich liess mich auf sie und ihre Schicksale ein und musste mich immer wieder aufs Neue verabschieden. Es folgten neue Menschen mit neuen Geschichten. Irgendwann war mir das zu viel. Gegen Ende dieser Zeit wusste ich nicht einmal mehr die Namen der Kommenden und Gehenden. Drei Jahre nach dem Tod meines Vaters starb meine Mutter.

Danach wusste ich, in diesem Haus kann ich nicht mehr leben. Darauf folgte in meinem Umfeld eine starke Welle der Solidarität. Die Eltern meiner Schulfreunde kamen auf mich zu und boten mir an, bei ihnen zu wohnen. Über einen Kollegen erfuhr ich von einer Familie, die eigentlich eine Austauschschülerin suchte, nun aber von mir gehört hatte. Ich besuchte die Familie und es passte. Von nun an bewohnte ich den Dachstock ihres grossen Hauses und hatte zwei Zimmer mit Dusche, ein Luxus. Etwa eineinhalb Jahre wohnte ich bei ihnen und beendete die Kantonsschule. So lange ich die Schule besuchte, durfte ich in der Schweiz bleiben. Danach musste ich als Volljährige das Land verlassen und nach Bosnien ausreisen.»

#### Solidarität und Sicherheit

«In Bosnien beantragte ich ein Studenten-Visum, um als Studierende wieder in die Schweiz zurückzukehren. Zurück an den Ort, wo meine Freunde und meine Vertrauten lebten. Unter der Bedingung, dass ich meinen Lebensunterhalt ohne staatliche Hilfe finanziere, erhielt ich den Aufenthaltsstatus B. Lange wusste ich aber nicht, was aus mir wird, wenn ich mit dem Studium fertig bin. Diese Ungewissheit nagte an mir. Ich war mir sicher, dass ich es auch anderswo schaffen würde. Aber ich hätte wieder bei Null anfangen müssen. Auch in dieser Zeit spürte ich eine grosse Solidarität durch meine ehemaligen Mitschüler und deren Familien, durch die Nachbarschaft im Zelgli und durch meine ehemaligen Lehrer an der Kantonsschule. Sie halfen mir, Stiftungen zu finden, welche mein Studium mitfinanzierten. Die Mutter eines Freundes aus der Nachbarschaft bezahlte mir die Krankenkasse. Die Eltern meines Freundes finanzierten mein GA. Ich hatte einige Nebenjobs, im Callcenter oder als studentische Mithilfe bei der Datenerfassung. So ging es. Im Jahr 2006 liess ich mich einbürgern. Es war ein unglaubliches Gefühl, das erste Mal in meinem Leben als Erwachsene so etwas wie eine planbare Zukunft vor mir zu haben. Dieses Leben im ewigen Provisorium, die Unsicherheit und Ungewissheit ist wohl das Zermürbendste an der Situation als Asylsuchende. Deshalb bin ich schockiert darüber, wie über die Flüchtlinge von heute gesprochen wird. Diese Idee, dass Menschen eine Flucht mit aller Ungewissheit, der Einsamkeit und den Ängsten auf sich nehmen, um sich auf Kosten der Schweiz zu bereichern, ist absurd. Diese Sichtweise diskriminiert Betroffene doppelt und verkennt ihr Leid und ihren alltäglichen Kampf.»



Vera Sperisen arbeitet an der Pädagogischen Hochschule FHNW, Abteilung Politische Bildung und Geschichtsdidaktik am Zentrum für Demokratie Aarau.





Polis



**Wenn Sie als Mann und Frau  
zusammenleben, ohne die gleiche  
Heimat zu haben: Fühlen Sie  
sich von der Heimat des andern  
ausgeschlossen oder befreien Sie  
einander davon?**







Polis



**Ist Heimat unvertauschbar:  
Sind Sie dafür dankbar? Wem?**





In den letzten dreissig Jahren wurde in der (Deutsch) Schweizer Öffentlichkeit viel über Zuwanderinnen und Zuwanderer aus dem sogenannten «Balkan» diskutiert. So war in den Medien, der Politik und an den Stammtischen die Rede von aggressiven und kriminellen «Jugos», von «Balkanrasern» und von Kriegsverbrechern. Die von diesen Bildern betroffenen Menschen kamen jedoch kaum je selbst zu Wort. Daher stellt sich die Frage, wie in der Schweiz lebende Personen aus dem postjugoslawischen Raum mit diesen Stereotypisierungen und Klischeebildern umgehen.

Eine Aussen- und Innenperspektive

# LEBEN MIT DEM GESPENST DER *AGGRESSIVEN JUGOS* UND *BALKANRASER*

Kathrin Pavić

Im Jahr 2000 veröffentlichte die Schweizer Konsumentenzeitung «Beobachter» einen Artikel mit dem Titel: «Ex-Jugoslawen: das neue Feindbild». Das Thema brennt «den Schweizerinnen und Schweizern unter den Nägeln» wird dort verlautet. Die Autoren machen den mangelnden Integrationswillen und die hohe Kriminalitätsrate der Bevölkerungsgruppe aus dem «Balkan» dafür verantwortlich, dass die «Akzeptanz gegenüber Menschen aus Ex-Jugoslawien drastisch gesunken» sei.

Um die Jahrtausendwende waren Zuschreibungen wie integrationsunfähig, kriminell, aggressiv und gewalttätig tatsächlich symptomatisch für die Einstellung der Schweizer Öffentlichkeit gegenüber Personen aus dem postjugoslawischen Raum.

Wie entstanden diese stereotypen Zuschreibungen? Und wo liegt ihr Ursprung? Um diese Fragen zu beantworten, muss nicht nur auf die Einwanderungsgeschichte aus Jugoslawien und dessen Nachfolgestaaten in die Schweiz, sondern auch auf die Geschichte der Ursprungsregion selbst und die damit verbundenen Raumbilder eingegangen werden.

#### Vom fleissigen Gastarbeiter zum Balkanraser

Die Immigration aus dem westlichen Südosteuropa in die Schweiz reicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Es handelte sich damals in erster Linie um die temporäre Einwanderung von Studentinnen und Studenten, Intellektuellen und politischen Aktivisten. Während des Zweiten Weltkriegs wurden jugoslawische Kriegsflüchtlinge und -gefangene aufgenommen. Ende der 1960er-Jahre erfolgte schliesslich die Rekrutierung der ersten Gastarbeiterinnen und -arbeiter aus dem Vielvölkerstaat Jugoslawien. Diese wurden mehrheitlich positiv wahrgenommen. Sie fielen in der Schweiz kaum (negativ) auf. Als wegen der ökonomischen und politischen Krise in Jugoslawien im Laufe der 1980er-Jahre vermehrt ungelernte Personen aus ärmeren Gebieten des Landes in die Schweiz kamen, begann sich dies jedoch zu ändern. Der Ruf der damaligen jugoslawischen Bevölkerung verschlechterte sich allmählich in der Schweizer Öffentlichkeit. Diese Entwicklung korrelierte mit dem Einsetzen einer Politik der Ethnisierung von gesellschaftlichen Problemen Ende der 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre. «Ausländerkriminalität» und «Asylmissbrauch» waren Schlagworte, die in den politischen Debatten und deren medialer Rezeption inflationär gebraucht wurden.

#### Zerfall Jugoslawiens und metaphorische Rückkehr zum Balkan

Zur selben Zeit zerfiel Jugoslawien in Einzelstaaten und es brach Krieg in den Gebieten des heutigen Kroatiens (1991–1995) und Bosnien-Herzegowinas (1992–1995) aus. Als Folge wurde aus einer in der Aussenwahrnehmung zuvor homogenen Gruppe («Jugoslawen») verschiedene ethnisch definierte Einzelgruppen («Serben», «Kroaten», «Bosniaken», «Slowenen», etc.). Zuvor wurden die ethnischen und religiösen Unterschiede der in Jugoslawien lebenden Menschen kaum thematisiert – und wenn doch, dann meist auf eine folkloristische Weise. In der Kriegsberichterstattung wurde aber deutlich zwischen den einzelnen Kriegsparteien unterschieden. «Die Serben» zum Beispiel wurden hierbei hauptsächlich als Aggressoren und Täter dargestellt, was das Fremdbild der serbischen Diaspora im Westen grundlegend prägte.

Mit dem Zerfall Jugoslawiens veränderte sich auch die westliche Wahrnehmung der Region als Gesamtes. Zuvor war diese durch den Kalten Krieg geprägt. Der Vielvölkerstaat war be-

kannt für den «Dritten Weg», den Josip «Tito» Broz nach dem Bruch mit Stalin 1948 einschlug, und dessen spätere führende Rolle innerhalb der «Bewegung der blockfreien Staaten». Durch diesen politischen Schachzug erwarb sich das sozialistische Jugoslawien eine Sonderstellung zwischen den Blöcken und den Status eines «tolerierbaren» und «menschlichen» Kommunismus. Ausserdem war das Land vielen Menschen als Feriendestination ein Begriff.

Mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Ausbruch der postjugoslawischen Kriege wandelte sich das Bild der Region zu einem von ethnischem und religiösem Hass geprägten Krisengebiet.

In den medialen Diskursen wurden stereotype Bilder wiederbelebt, die auf das ausklingende 19. und beginnende 20. Jahrhundert zurückgehen, als vom Balkan als Pulverfass gesprochen wurde. Es fand eine metaphorische Rückkehr zu einem historisch begründeten negativen «Balkanbild» statt. Die bulgarische Historikerin Marija Todorova hat hierzu in Anlehnung an Edward Saids «Orientalismus» das Konzept des «Balkanismus» entwickelt. Darunter versteht sie jene negativen Stereotypisierungen, die in westlichen Diskursen über den «Balkan» angewandt werden.

In der Schweiz vermischten sich diese tief im «Balkanismus» verwurzelten Bilder mit der Aussenwahrnehmung der Immigrantinnen und Immigranten aus dem postjugoslawischen Raum als Problemgruppe mit sozio-ökonomischen Problemen und Integrationsschwierigkeiten. Klischeebilder wie «Balkanraser», «Kriminelle und Machos vom Balkan» oder «aggressive Jugos» waren weitverbreitet und fanden Einzug in die politischen Debatten.

#### Betroffene kommen zu Wort

Über die Immigrantinnen und Immigranten aus den Nachfolgestaaten Jugoslawiens wurde also viel gesprochen. Sie selbst kamen aber nur selten selbst zu Wort. In meiner 2015 publizierte Dissertation habe ich versucht, diesem Umstand entgegen zu wirken. Anhand von narrativen Interviews, die im Zeitraum von 2011 und 2013 geführt wurden, habe ich untersucht, welche Auswirkungen die vorgängig erwähnten Bilder und Diskurse auf jene haben, über die gesprochen wird. Der Fokus lag hierbei auf Serbinnen und Serben, die in der Region Basel wohnhaft sind.

Die drei Beispiele zeigen, dass die Art und Weise, wie über eine bestimmte nationale oder ethnische Gruppe gesprochen wird, die Einstellungen derjenigen beeinflussen, die von diesen Diskursen betroffen sind. Die mit den Diskursen einhergehenden Stereotypisierungen und Vorurteile haben nicht nur Auswirkungen auf deren Zugehörigkeitsgefühl zum Aufnahme- und Herkunftskontext, sondern auch darauf, wie die «Gruppenmitglieder» sich selbst und die «Anderen» verorten.

Die Bewältigungsstrategien der hier porträtierten Personen reichen von einem vollständigen Bruch mit dem Herkunftsland (Dragica N.), über das Mäandrieren zwischen Ablehnung und Identifikation mit den beiden Herkunftskulturen (Branko R.) bis hin zur Verortung in einem «Zwischenstatus» und einer daraus resultierenden Überintegration im Aufnahmeland (Dunja T.).



## Branko R.: Schwanken zwischen Ab- und Hinwendung

Bei Branko R. führten die postjugoslawischen Kriege und die westliche Berichterstattung darüber zu einem Bruch mit seiner nationalen und kulturellen Identität.

Branko R. gehört der zweiten Generation an. Sein Vater stammt aus der heutigen Republika Srpska, der serbischen Entität Bosniens, seine Mutter ist Schweizerin. Als die Kriege ausbrachen, war er knapp 18 Jahre alt. Durch die Berichterstattung über die Rolle Serbiens während der Kriege distanzierte er sich von der Herkunftskultur seines Vaters und wollte nichts mehr damit zu tun haben. Es seien ja «alle nur noch schlecht gewesen». Erst über ein Jahrzehnt später hat er die Herkunftskultur seines Vaters wiederentdeckt. Heute identifiziert er sich wieder stark damit. Er kann sich sogar vorstellen eines Tages nach Bosnien zu «flüchten», sollte die politische Situation in der Schweiz sich verschärfen. Branko R. verweist hierbei auf die Masseneinwanderungsinitiative der Schweizerischen Volkspartei (SVP), die kurz vor dem Interview im August 2011 lanciert wurde. Überhaupt zeigt sich Branko R. stark durch die Ausländerpolitik der SVP beunruhigt und distanziert sich dadurch gar von der Schweiz. Dies, obwohl er nicht nur über viele soziale Kontakte in Basel verfügt, sondern sich früher immer auch als einen stolzen Schweizer gesehen hat.

## Dragica N.: Bruch mit dem Herkunftsland

Dragica N., die zum Zeitpunkt des Interviews im Sommer 2011 Mitte 60 war, ist bereits Ende der 1950er-Jahre als Teenager zusammen mit ihrer Familie in die Schweiz eingewandert. Sie kam somit noch vor den ersten Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern in die Schweiz. Als Schülerin sei sie zwar ein «regelrechter Exot» gewesen, Ressentiments gegen Jugoslawinnen und Jugoslawen hätte es aber noch keine gegeben.

Besonders als Jugendliche hat sich Dragica N. stark mit ihrem Herkunftsland identifiziert. Sie hat sich selbst als Jugoslawin und als Belgraderin definiert. Der Zerfall Jugoslawiens in verschiedene Einzelstaaten hat jedoch später einen Bruch in Dragica N.s nationaler und kultureller Identität verursacht. Mit keinem der Nachfolgestaaten konnte sie sich identifizieren, was in einer engeren Hinwendung zur Schweiz resultierte. Heute bezeichnet sie dieses Land als ihre Heimat: Hier sei sie nun verwurzelt. Mit dem ehemaligen Jugoslawien verbindet sie hingegen nur noch Wehmut und Melancholie. Fragt man sie, woher sie ursprünglich komme, antwortet sie: «Aus dem Land, das es nicht mehr gibt».

## Dunja T.: Dazwischen – Doppelte Ausländerin

Im Gegensatz zu Dragica N. und Branko R. thematisiert Dunja T., eine zum Zeitpunkt des Interviews im Juli 2011 fünfzigjährige Akademikerin, die postjugoslawischen Kriege und die sich wandelnden Fremdbilder kaum. Im Zentrum von Dunja T.s Erzählung steht die eigene geglückte Integration im Aufnahmeland. Sie immigrierte zusammen mit ihrem Ehemann und dem ersten Kind in die Schweiz. Wobei sie betont, dass sie nicht als Kriegsflüchtlinge hierherkamen, sondern aufgrund der ökonomischen Situation das damalige Jugoslawien verlassen wollten.

Dunja T. nimmt eine deutliche Abgrenzung von Einwanderinnen und Einwanderer aus dem postjugoslawischen Raum vor, die über ein niedrigeres Bildungsniveau und einen tieferen sozio-ökonomischen Status verfügen. Damit schützt sich Dunja T. vor negativen Ressentiments, mit welchen diese als «Problemgruppe» stigmatisierten Menschen konfrontiert sind.

Dennoch bezeichnet sich Dunja T. als doppelte Ausländerin, die weder im Aufnahmeland noch im Herkunftsland als vollkommen zugehörig gilt. Dies begründet sie damit, dass sie in der Schweiz aufgrund ihres Akzentes sofort als Ausländerin erkennbar sei, in Serbien hingegen habe sie den Anschluss ans Alltagsleben verloren.

### «DA HABE ICH ALLES, WAS SERBISCH WAR, VERTEUFELT.»

In ihrer im Peter Lang Verlag erschienen Dissertation geht Kathrin Pavić anhand von fünf biographischen Einzelfallanalysen der Frage nach, wie Menschen mit serbischem Migrationshintergrund mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Diskursen über Serbinnen und Serben in ihrer Lebensgeschichte umgehen. Hierbei stellen nicht nur der Zusammenhang von Diskurs und Biographie einen wichtigen Aspekt dar, sondern auch die transnationalen Beziehungen der Befragten. Neben den fünf Einzelfallanalysen bildet die Aufarbeitung des sich wandelnden Diskurses über Immigrantinnen und Immigranten

aus dem (post)jugoslawischen Raum seit den 1960er-Jahren das Kernstück dieser Arbeit.

Kathrin Pavić: «Da habe ich alles, was Serbisch war, verteufelt.» Wie gesellschaftliche Diskurse die natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten von ethnischen Serbinnen und Serben in der Deutschschweiz beeinflussen. Bern / Bruxelles / Frankfurt a. M. / New York / Oxford / Wien 2015.



Kathrin Pavić hat Geschichte, Englische Literatur und Soziologie an der Universität Basel studiert und am Institut für Soziologie der Universität Basel promoviert.



Polis



Haben Sie  
schon  
Auswanderung  
erwogen? 🤪





# FILME

## Über Heimat und Entwurzelung

Ruža hat ihre Heimat Serbien vor über dreissig Jahren verlassen und lebt in Zürich. Ihr Alltag ist eine Reihe von sich wiederholenden Momenten, bis Ana eines Tages auftaucht und die minutiös konstruierte Welt ins Wanken bringt. Die junge Frau aus Sarajevo ist schön, lebenshungrig und irgendwie verloren. Zwischen den beiden eigenwilligen Frauen entwickelt sich eine zarte Freundschaft. «Das Fräulein» erzählt von Entwurzelung, Sehnsucht und Heimat in der Schweiz.



Andrea Štaka: Das Fräulein (2006)  
Der Film ist online als Video on Demand (VOD) erhältlich bei [www.artfilm.ch](http://www.artfilm.ch)  
Hintergrundinformationen und Inputs für den Unterricht auf Sekundarstufe I findet man im «Filmheft»:  
[https://phzh.ch/globalassets/phzh.ch/dienstleistungen/dlc/downloads/filmheft\\_das\\_fraulein.pdf](https://phzh.ch/globalassets/phzh.ch/dienstleistungen/dlc/downloads/filmheft_das_fraulein.pdf)



## Politisch unkorrekt

Marko und Benny sind Wiener durch und durch und haben sogenannten «Migrationshintergrund». Für eine TV-Doku-Serie täuschen sie vor, arbeitslose Kleinkriminelle mit Migrationshintergrund zu sein. Damit ihre Lüge nicht auffliegt, bauen sie sich eine zweite Identität, die aus Klischees und Vorurteilen gegenüber Ausländern besteht. Und während die beiden durch die Erfüllung dieser Erwartungen und Vorurteile die Serie zum Erfolg machen, setzen sie sich gleichzeitig zum ersten Mal mit den echten Integrationsschicksalen auseinander – auch mit ihren eigenen. Eine politisch unkorrekte Komödie über Klischees und falsche Identitäten.

Arman T. Riahi: Die Migrantigen (2017)

Unterrichtsmaterialien unter:

[www.kinomachtschule.at/data/migrantigen\\_crossingeurope.pdf](http://www.kinomachtschule.at/data/migrantigen_crossingeurope.pdf)



## Eine Frage der Heimat

Was ist das eigentlich, Heimat? Ein Ort, ein Gefühl? Eine Nation oder eine Kindheitserinnerung? Und kann man Heimat wechseln? Die Frage nach der Heimat ist unweigerlich mit Konzepten der (politischen) Zugehörigkeit verknüpft. Das Stapferhaus nimmt seine Besucherinnen und Besucher auf Entdeckungsreise in diese Sphären – wie immer auf spielerische Art und Weise. Zum Beispiel mit einem 32 Meter hohen Riesenrad.

Heimat. Eine Grenzerfahrung.  
Ausstellung im Zeughaus Lenzburg  
bis 25. März 2018.  
[www.stapferhaus.ch](http://www.stapferhaus.ch)

Vergünstigte Eintritte für Schulklassen. Vertiefende Workshops für Jugendliche und Schulklassen im Anschluss an die Ausstellung. Unterrichtsmaterialien für Sekundarstufe I und II erhältlich als Printbuch oder PDF inkl. Medienpaket.

# AUSSTELLUNG

# WEBSEITEN & BLOG



## Zwischentöne – Kultur, Zugehörigkeiten und Grenzen neu denken

Migration gehört zum Alltag. Die Vielfalt der Biographien und die Pluralisierung der Lebenswelten ist in jedem Klassenzimmer erlebbar. Die Webseite Zwischentöne bietet den Lehrpersonen Unterrichtsmodule für die Fächer Geschichte, Geographie, Ethik/Religion und Politik, in welchen Themen wie Zugehörigkeit, Migrationsgeschichte und interkulturelles Zusammenleben behandelt werden können. Ziel ist es, neue Perspektiven auf die Migrationsgesellschaft zu gewinnen, um Fragen und Konflikten, die sich in einer pluralistischen Gesellschaft zwangsläufig ergeben, sachlich begegnen zu können. Die Webseite wird vom Georg Eckert Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig betrieben und richtet damit einen Fokus auf die Zustände in Deutschland. Viele Materialien können aber auch für den Schulunterricht in der Schweiz übernommen werden – insbesondere die Module «Identitäten: Wer ist (wir)?» und «Religionen und Weltanschauungen: Woran glauben wir?».

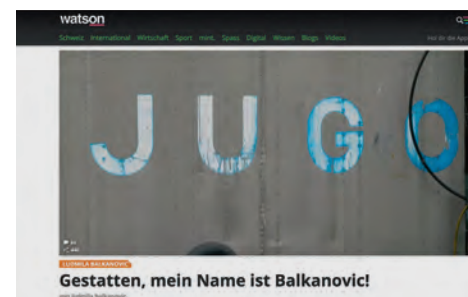
[www.zwischentoene.info](http://www.zwischentoene.info)  
Empfohlen für Sekundarstufe I & II.



## Auf Spurensuche – Geschichte der Migration in der Schweiz

Die Macherinnen und Macher dieses Vermittlungstools haben eine umfangreiche Sammlung an Hintergrundinformationen, Unterrichtsvorschlägen und Audio- sowie Videodokumente zusammengestellt. Auf einem interaktiven Zeitstrahl können Schülerinnen und Schüler wichtige Entwicklungen und Ereignisse der Schweizer Migrationsgeschichte anhand von historischen Bildern, Filmbeiträgen und Audiodokumenten genauer erkunden. conTAKT-spuren.ch wird von Migros Kulturprozent finanziert und betrieben.

[www.kontakt-spuren.ch](http://www.kontakt-spuren.ch)  
Materialien für alle Stufen (Zyklus 1–3)



## Mein Bloguniversum – Gestatten, mein Name ist Balkanovic!

Sie nennt sich Ludmila Balkanovic und schreibt seit Frühjahr 2017 unbeschwert und rotzfrech über das Leben «zwischen Schweizer Bünzli- und Jugotum». Die Mittdreissigerin jongliert in ihren Blog-einträgen mit Stereotypen, Sprachwitz und präzisen Alltagsbeobachtungen und lässt die Leserinnen und Leser nahe an die Gedankenwelt dieser Kunstfigur ran. Die Blogeinträge sind ein reichhaltiger Fundus um mit Schülerinnen und Schülern über Klischees, Selbstermächtigung und Alltagserfahrungen von jungen Menschen in der Schweiz zu diskutieren.

[www.watson.ch/Ludmila+Balkanovic](http://www.watson.ch/Ludmila+Balkanovic)



# BÜCHER



## Heimatgeschichten vom Balkanizer

Danko Rabrenović, Musiker und Moderator der Kultradiosendung «Balkanizer» beim WDR, erzählt in seinem Buch «Herzlich willkommen!» auf humorvolle Weise, wie es sich lebt in einem Alltag zwischen zwei Heimaten, zwischen Deutschland und dem Balkan. Dabei hält er Deutschland charmant den Spiegel vors Gesicht.

Danko Rabrenović (2015): Herzlich willkommen!, DuMont Buchverlag, Köln.

## Erfundene Wahrheit

Zugänglich, berührend und trotzdem leichtfüßig erzählt Meral Kureyshi von einem Mädchen, das in den 1990er-Jahren aus seiner idyllischen Kindheit in Prizren (Kosovo) gerissen wurde, um «in ein anderes Leben fallen gelassen» zu werden. Sie fragt: «Wäre mir nicht meine Kindheit genommen worden, wäre ich ganzer, als ich heute halb bin?» Auf eindrückliche Weise verarbeitet Kureyshi ihre eigene Migrationsbiographie und beschäftigt sich mit der Suche nach einem Platz in einem neuen Land, in einer neuen Sprache. Erzählt wird über die Bewältigung von Gefühlen der Fremdheit und der Entfremdung, aber auch über die Möglichkeit des Neubeginns und der Rettung im Schreiben.

Meral Kureyshi (2017): Elefanten im Garten, Ullstein-Buch, Berlin.



# PROJEKT



## Migration in der Schule

Wie wird das Thema «Migration» in der Schule bearbeitet? In einem aktuellen Forschungsprojekt am Zentrum Politische Bildung und Geschichtsdidaktik der PH FHNW wird dieser Frage nachgegangen. Dazu besucht das Forscherteam Klassen im Unterricht und führt Gespräche mit Lehrpersonen und Schülerinnen und Schülern. Interessierte Lehrpersonen können sich direkt bei Simon Affolter ([simon.affolter@fhnw.ch](mailto:simon.affolter@fhnw.ch)) melden.

Herausgeberin  
Pädagogische Hochschule der  
Fachhochschule Nordwestschweiz  
Institut Forschung und Entwicklung  
Zentrum Politische Bildung und  
Geschichtsdidaktik  
Zentrum für Demokratie Aarau

Redaktion  
Vera Sperisen und Claudia Schneider  
Gestaltung  
Katharina Reidy COBOI, Bern  
Bildbearbeitung  
BBH Huther & Partners, Vevey  
Druck  
Druckerei Herzog AG, Langendorf

Kontaktadresse  
[info@politischebildung.ch](mailto:info@politischebildung.ch)  
Auflage  
3000 Exemplare  
Bezugsadresse  
[www.magazin-polis.ch](http://www.magazin-polis.ch)

zde  
Zentrum für  
Demokratie  
Aarau  
Vom Institut für Politikwissenschaft, Soziologie, Anthropologie und Ethnologie der Universität Zürich  
Politische Bildung und Geschichtsdidaktik - PH FHNW

n | w  
Fachhochschule Nordwestschweiz  
Pädagogische Hochschule

  
citoyenneté



## Labor21. Experiment Demokratie

Ein Angebot für Jugendliche: Forische gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern am Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA) zu Fragen der Demokratie. Werde zur Radiostimme, zum Mitforschenden am Zentrum oder nutze deinen kreativen Kopf und deine gesellschaftlichen Anliegen zur Umsetzung von eigenen Projektideen. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stehen dir und den anderen Labormitgliedern mit viel Know-how zur Seite.

Das Labor21 ist offen für alle Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren aus dem Raum Aarau. Interessiert? Melde dich unter:

[info@politischebildung.ch](mailto:info@politischebildung.ch)

Zentrum für Demokratie Aarau, Küttigerstrasse 21, 5000 Aarau, [zdaarau.ch](http://zdaarau.ch)

## Rasende Reporter – unsere Bilddokumentation aus dem Balkan

Im Rahmen des Projekts «Labor21», das allen Jugendlichen aus dem Raum Aarau in Form von verschiedenen Projekten eine Stimme geben will, waren «Rasende Reporter» für das POLIS auf dem Balkan unterwegs. Marko Petrušić, Marijan Vuleta und Elton Zejnullahi knipsten während ihren Sommerferien auf dem Balkan Fotos für die Redaktion und sprachen so bei der Bildgestaltung des Magazins mit. Entstanden ist eine erfrischende Bilddokumentation eines Sommers im Kosovo, in Bosnien-Herzegowina und Kroatien.

Das «Labor21» wird durch das Programm «Citoyenneté» der Eidgenössischen Migrationskommission EKM mitfinanziert.



## Jugoslawienkriege und Geschichtskultur

Vergangenes Unrecht, Umgangsweisen und Herausforderungen

Am 27.01.2018 findet am Zentrum für Demokratie Aarau eine internationale Tagung in der Reihe «Erinnerung – Verantwortung – Zukunft» statt. Die Tagung hat das Ziel, vergangenes Unrecht im Kontext der Jugoslawienkriege, Formen des geschichtskulturellen Umgangs und resultierende gesellschaftliche Herausforderungen zu beleuchten.

Weitere Informationen zur Tagung und Tagungsreihe:  
[www.fhnw.ch/plattformen/evz](http://www.fhnw.ch/plattformen/evz)